

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

18]

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Oh den!“ Es war dem Hannes im Augenblick ganz egal. Ein ungeheurer Triumph schwellte seine Brust. In den sinkenden Tag hinaus hätte er's jubeln mögen, daß der jung ward wie bei der Morgenröte — hinein in den sterbenden Wald, daß der wieder grünte, wie zur Frühlingszeit — hinauf zum Mosenkopf. Der mußte es hören. „Ja han mein Recht!“ Und er lachte und stampfte mit den Füßen und brachte den Mund nicht zusammen vor unbändigem Jubel.

„O jemmich!“ Der Vater kratzte sich den Kopf und beugte sich immer besorgter über den für tot Daliegenden. „Donnerfiel noch ehs, da kommen wir in en schön Verlegenheit! Wir können häu doch net hei liegen lassen, den is ja pütschna!“

Nein, wahrhaftig, das ging eigentlich nicht an! In Hannes regte sich eine Großmut gegen den Unterlegenen, buh, war der zugerichtet! Nein, er hatte nichts dagegen, — sie konnten ihn ja aufassen und wenigstens ins Trockene legen, oder — oder —

Er stand noch und überlegte, da rührte sich der Laufeld, stöhnte und schlug die Augen auf. Einen Blick voll Haß warf er auf die über ihn Gebogenen, dann versuchte er, sich aufzuraffen. Der Alte wollte ihm helfen, aber er stieß den mit ungeahnter Kraft zurück. Ein paar Vorderzähne waren dem Laufeld ausge schlagen, er spuckte den beiden das Blut vor die Füße.

„Jesmarijusep, habt Ihr aber en Kladderadatsch auf de Schnöb gekriegt.“ konnte Matthes sich nicht enthalten, mitleidig auszurufen und die Hände zusammenzuschlagen. Ein zweiter wütender Blick lohnte ihn dafür.

Der Laufeld war totenbleich, nun hatte er sich aufgefresselt, aber seine Füße trugen ihn noch nicht, er mußte sich an den nächsten Baum lehnen. Gott im Himmel, wie sah er aus! Der Rock in Fetzen, die Hose mit Kot besudelt, naß hingen die Haare in das verzerrte Gesicht. Keine Mütze, keinen Stock!

An der Unterlippe nagend, finster stand Hannes, ebenso blaß wie der andre — nun, da der sich rührte, sah, ging, stand — war auch auf einmal die Großmut wieder verflogen, die alterbitterte Feindschaft wieder da. Aber er hinderte den Vater nicht, daß der ging, die Mütze aus dem Kot auslas und dem Laufeld überstülpte, ihm auch den Stock holte.

Der Laufeld dankte nicht, seine Lippen preßten sich immer fester zusammen, aber er nahm den Stock doch — was sollte er machen in seiner Not — er stützte sich schwer auf den Steden, daß der sich bog, wie eine Weidengerte.

„Hannes,“ tuschelte der Alte und zog den Sohn nach dem Chaischen hin, „komm eweil, schwind lassen mir machen, dat mir hei fortkommen!“ Es war ihm gar nicht recht geheuer. Er warf einen schenen Blick hinter sich: der Wind heulte vom Niernerborn, drum die immergrünen Pflanzen wachsen, in deren Kranz die Herven tanzen. Und es wurde jäh dunkel. Zerrissene Wolken, Ungeheuern gleich, jagten über den stöhnenden Wald und Raben, eine ganze Schar der schwarzen Galgenvögel, freiten ihnen unruhig zu Häupten.

„Komm, komm!“ Er zerrte den Sohn am Rock. Sie flogen auf. Aber im Aufklettern kam dem Alten ein Gedanke — er fragte nicht erst, was sein Sohn dazu sagte, — es war gar zu ungetroßt im Wald, man konnte den Laufeld doch nicht so im Stich lassen! Das steife Wein, das er schon mühselig ins Chaischen gehoben, zog er noch einmal zurück: „Mutsch!“ Das that weh. Und: „Laufeld,“ schrie er kurz entschlossen, „Laufeld, no, wißt Ihr wat — steigt ehs auf!“

Aber da kam er schön an! Die zitternde Hand hob Jakob Laufeld in die Höh' und ballte sie zur Faust. Er konnte nicht sprechen, aber immerfort schüttelte er die Faust. Er schüttelte sie noch, als die Räder des Chaischens längst verrollt, und Dunkel und Einsamkeit ihn umfingen.

Vater und Sohn sprachen kein Wort. Jeder dachte was für sich. Den Alten beschlichen Sorgen: der Laufeld lebte, wenn er sie nun anzeigte?! Er rückte unruhig auf seinem Sitz und allerhand ungewisse Befürchtungen umflatterten ihn.

Die Sorgen des Hannes waren anderer Art: daß der Laufeld ihn anzeigen könnte, dieser Gedanke, der seinen Vater beunruhigte, kam ihm gar nicht — man giebt doch nicht seine eigne Demütigung preis! — aber er war nicht mehr zufrieden. Der hatte noch lange nicht genug gekriegt, — nein — am liebsten möchte er den einmal verwammisen, angesichts des ganzen Dorfes. So in der Heimlichkeit war's doch nur halbe Sach' gewesen.

All der vor schnelle Siegesjubel war verrauscht. Sein Kopf brannte, ungebärdig die Mütze abreibend, gab er die glühende Stirn dem niederströmenden Regen preis. Auch den Rock riß er auf — der stöbernde Wind fuhr ihm zwischen Weste und Hemd und bis auf die nackte Brust — keine Kühlung, noch immer war's zum Ersticken. Seine Stirn war düster zusammengezogen, unheilswanger brütete sie, wie da oben die finstere Kruppe des Kraterberges; eine unbezwingliche Gereiztheit kochte in ihm — ah, wenn er sich nur austoben könnte, an irgend was, an irgend wem! Schläge ein Wetter gleich drein mit Donner und Blitz, daß Bäche Meere würden und alle Berge bebten; ihn sollte es nicht gereuen. Er führe mitten hinein, mit Donner und Blitz um die Wette — es sollte ihm eine Erlösung sein!

Finstere Nacht war's, fast Mitternacht, als Müllerhannes auf seinen Hof rasselte. Er hatte erst den Vater heimgebracht und war dann noch einmal im Dorf eingekehrt. Es hatte ihn gedurstet, aber sein Durst war nicht zu löschen gewesen, so lange er auch saß. Die Kehle war ihm noch immer trocken, in der Brust hatte er einen noch quälenderen Brand.

Winkte aus dem nach rückwärts zu liegenden Fenster der guten Stube — wo das Gewehr an der Wand hing, drunter das Bild des jungen Hannes auf sich bäumenden Schemen — nicht noch Lampenschein? Dies bescheidene Licht erhellte nicht den dunkel fließenden Bach hinter der Mühle, nicht jenseits die schwarzen Höhen; nur ein feines Strahlchen zitterte hin zu den ragenden Holzstapeln und zum Pfad, der dran vorbei zum verfunkenen Gartengrund führte. Die Läden waren nicht vorgelegt; der Mann tappte die Wand entlang und guckte ins Fenster. Da sah seine Frau auf dem Kanapee, hatte sein Soldatenbild von der Wand genommen und vor sich auf dem Tisch liegen. Hatte sie's betrachtet? Ihre Hände hielt sie darüber gefaltet — jetzt war sie eingeschlafen. Sie hatte das Näderrollen nicht gehört. Mußte die selbst im Schlaf greinen? Auf ihren schmalen Wangen schimmerten Thränen und hingen schwer wie Bleitropfen im Lampenlicht. „Die Heulliesel!“

Derb schlug Hannes mit dem Peitschenknäuf aus Fenster — die Frau fuhr mit einem lauten Schrei des Erschreckens auf — da lachte er roh und trappste zurück zur Hausthür. Schon trat er ins Zimmer. Sie hatte sich so erschrocken, daß sie zitterte.

Nun — auf einmal so schreckhaft?! Sie hatte wohl gar ein böses Gewissen?! Wieder flennen, ei natürlich, was andres konnte sie ja nicht. Es war Hohn in der Stimme des Mannes, eine ägende Bitterkeit. Fast wie Widerwillen stieg's in seinem Blick auf. Die da war nichts für ihn, nein — eine ganz andre hätte er haben müssen, eine, die besser zu ihm paßte, eine Große und Starke! Durstig war die und allezeit weinerlich, ah, so ein schlappes Frauenzimmer, nicht einmal einen Buben brachte sie zu Wege, einen kleinen Dreikäsehoch im Bogenkleidchen.)

Ein plöcklicher Haß überkam den halb Trunkenen — war nicht alles zum Nasendwerden? Er schrie sie an: „Wat heulste eweil wieder?“ Und als sie keine Antwort gab, trat er ihr drohend näher: „No, wat heulste eweil?“

Da raffte sie sich auf, ihre Empörung überwand ihre stete Sähen: Was hatte sie gethan, daß er sie so anfuhr? War's was Böses gewesen, daß sie sich, nach dem die Franz im Bett und die ganze Mühle zur Ruh, in ihrer Einsamkeit hier hereingeschlichen und Zwiegespräch gehalten mit dem Hannes von früher? Den liebte sie noch. Den hatte sie sich heruntergelangt und betrachtet, und darüber waren ihr die müden Augen zugefallen, und sie hatte im Schlaf um den Hannes geweint. War das was Unrechtes? Nein, sie hatte auch ein Recht! Hatte die Magd nicht erst gestern gesagt: „Fran, wann ich Ihr thät sein, ich ließ mir dat nie un nimmer gefallen.“ Nein, das ließ sie sich nun auch nicht mehr gefallen —

*) Kinderkleidchen: Höschen und Wams in einem Stück.

Wenn man die harmlosen Blindschleichen tritt draußen im Gestein an der Straße, da krümmen sie sich auch, richten sich empor auf dem Schwanz und züngeln wie eine richtige Schlange!

„Laß mich in Ruh“, sagte sie mit bebender Stimme, „ich han Leids genug, et braucht eweil net noch größer zu werden!“

Er schlug eine Lache auf: „Kud hei, dat Tina kriegt en groß' Maul — je han all dat groß' Maul, aber ich will se lehren, jer, dat will ich!“ Aufgeregt schlug er sich auf die Brust: „Ich, ich, ich. Wat gaffite? Sei wird net gemuckt, hei wird mir pariert — voran, mach, hol' mer noch en Glasch Wiltburger aus 'm Keller!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus einem Heiligenleben.

In Heiligenleben sucht man Erbauungsstoff, Wundergeschichten, Heidenbekehrungsretors, Kasteiungsvorbilder: dagegen läßt sich weniger von ihnen erwarten, daß sie Stoff für Unterhaltungsliteratur bieten. Und doch giebt es solche. Ja, aus dem irdischen Lebenslauf des einen oder andern nachmaligen Heiligen sind uns Züge erhalten, die einen ausgesprochenen Sinn für das Komische bei ihm voraussetzen lassen und auf denselben Sinn bei der Nachwelt wirken. Recht ergiebig in dieser Hinsicht ist das Leben jenes katholischen Heiligen, der die römische Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone vereinigte: des Kaisers Heinrich II. (1002—1024), den Papst Eugen III. durch eine Bulle vom 14. März 1146 heilig gesprochen hat.

Wenn man freilich der frommen Legende ohne weiteres Glauben schenken wollte, so wäre Heinrich der Heilige als eine asketische Mönchsatur zu betrachten, die der Welt mit allen irdischen Genüssen abgestanden war und ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Besseren Jenseits zulehrte. Die Legende weiß sogar zu berichten, daß der fromme König gegen Ende seines Lebens sich ernstlich mit der Absicht getragen habe, geradezu in ein Kloster zu gehen. Im Jahre 1023 habe er das Kloster des heiligen Vitonus in Verdun besucht und sei in die Worte des Psalmisten ausgebrochen: „Dies ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen, es gefällt mir wohl!“ Gleichzeitig heischte er die Aufnahme unter die Brüder. Der Bischof von Verdun machte dem Abt Richard klar, das Reich müsse untergehen, wenn der Kaiser der Welt entgehe, und gab ein Auskunftsmitel an die Hand. Der Abt ließ sich von Heinrich das Mönchsgelübde unverbrüchlichen Gehorsams leisten und befahl ihm sodann alsbald die Rückkehr in die Welt. Schon vorher hatte der Kaiser — immer der Legende zufolge — aus freiem Willen die mönchische Verpflichtung zur Keuschheit peinlichst innegehalten. Er war zwar verheiratet, mit der heiligen Kunigunde, die Papst Innozenz III. am 3. April 1200 kanonisierte; aber in beiderseitigem Einverständnis enthielten sie sich von Anfang an dessen, was sonst zwischen Eheleuten üblich ist, so daß ihr Bund ohne Sprößling blieb.

Das alles ist nun gewiß höchst erbaulich, leider aber nicht wahr. Die Verduner Anekdote ein ein bloßes Märchen. Und aus Urkunden des Königs selber wissen wir, daß er die Hoffnung auf Nachkommenschaft erst spät und ungern aufgegeben hat. Das Hindernis war ein physischer Mangel, sei es auf Heinrichs, sei es auf Kunigundes Seite; dagegen hat es durchaus nicht am guten Willen der beiden gefehlt. Der wirkliche Heinrich, wie er bei gleichzeitigen Schriftstellern und in eigenhändig gezeichneten Altentafeln erscheint, ist dem überhaupt eine ganz andre Gestalt, als der legendäre Heilige. Er war gewiß ein treuer Sohn der katholischen Kirche, aber gleichzeitig ein vollstättiger Mensch, der mit beiden Füßen auf der Erde stand und sein Leben lang sehr irdischen Interessen anhing. Das Gegenteil wäre äußerst merkwürdig bei der Umgebung, worin Heinrich aufwuchs und waltete. Von der weltlichen Aristokratie ganz zu geschweigen, bestand auch die kirchliche nicht aus lauter Heiligen, die der Welt abgefast hatten.

Ein wunderlicher Heiliger jedenfalls war der Bischof Megingaud von Eichstätt, ein Vetter des Kaisers und gleich ihm bairischer Herkunft. Es fehlte ihm nicht an bairwarischer Derbheit; er war sadrog und vollgeladen mit Klüßen, die heraus mußten, wenn sie ihn nicht ersticken sollten, scheint aber trotz seines rohen und jähzornigen Wesens nicht eben ein schlechter Kerl gewesen zu sein. Für eine Reise nach Italien ließ er sich von seiner Geistlichkeit die Erlaubnis zu hundert Füllchen mit auf den Weg geben, mußte aber bald um ein neues Hundert nach Hause schreiben und reichte auch damit noch nicht. Sein Hauptvergnügen war ein guter Happen und ein kräftiger Schluß. Nichts konnte ihn zorniger machen, als ein langer Gottesdienst. Wenn er auf Amtstreifen in eine Kirche kam und durch eine kurze Messe erfreut wurde, so schickte er dem Geistlichen zum Dank für die gute Aufnahme einen Braten. Wenn sich aber die Sache in die Länge zog, etwa durch lustreich gewundene Melodien des Vorängers, so geriet Megingaud in Wut. „Man ist von Sinnen“, schrie er dann, „und will mich verhungern lassen. Der Dummkopf! Ehe er mit seinem Gesang zu Ende, kann man mehr als eine Gott wohlgefällige Messe lesen.“ Sein größter Kummer war, daß zur Fastenzeit der Dienst länger dauerte. Zum Zweck der Abkürzung ließ er dann allsonntäglich für die Domherren einen Stör bringen, der

mitten im Chor niedergelegt ward; gleichzeitig beschwor er sie, schnell zu machen, damit er zu Tisch komme. Die Herren thaten, was sie konnten, aber längst nicht genug für seinen Riesenappetit; bei der dritten Gora zählte er schon die neunte und enteilte zur Tafel.

Sehr wenig erfreut war Megingaud, wenn sein gekrönter Vetter in das Eichstätt'er Revier kam. Die deutschen Könige des Mittelalters führten bekanntlich ein Romadenleben, weil sie ihre Einkünfte nicht in Geld bezogen, sondern von Naturalabgaben lebten, die an Ort und Stelle verzehrt wurden. Wie die Zigeuner zogen sie mit ihrem Hof durchs Reich, überall bloß so lange verweilend, als der Vorrat reichete. Als nun der König einmal auf der Reise nach Regensburg Eichstätt berührte und durch einen vorausgeschickten Boten Megingaud die hohe Einquartierung avisierte, schickte der Bischof dem König durch den Boten etliche Stücke Tuch, wie es in Eichstätt fabriziert ward mit der Meldung: „Tuch können die Eichstätt'er Bischöfe eher geben als den königlichen Hof versplegen“. Dies Kreuz wollte er durchaus nicht auf sich nehmen. In besonders üble Laune geriet der geistliche Herr, als ihm der Bote auseinandersetzte, was der Hof an Wein bedürfe. „Schuft!“ unterbrach ihn Megingaud, „dein Herr ist von Sinnen. Wie soll ich ihn versplegen, da ich kaum genug für mich habe. Ich war seinesgleichen von Geburt, aber er hat mich zu einem armen Landpfarrer heruntergebracht und verlangt nun, ich soll ihm auch seinem Hof bewirten. Woher soll ich so viele Fuder Wein schaffen? Ich habe nur ein einziges kleines Faß, das mir mein lieber Bruder, der verzeufelte Bischof von Augsburg, zum Wehndienst schickte. Beim heiligen Willibald! auch nicht ein Tropfen davon soll ihm in die Gurgel fließen.“

Man sieht schon, daß es mit dem Respekt dieses Originals vor dem König nicht eben weit her war. Megingaud legte das auch dadurch an den Tag, daß er ruhig sitzen blieb, wenn seine Kollegen vom Krummsiab vor der Majestät ehrerbietig aufstanden; er meinte: „Ich bin kein älterer Vetter, und die Schriften der Heiden wie die Bibel gebieten, das Alter zu ehren.“ Etwas dickköpfig war der Eichstätt'er Bischof, wenn er dem König in politischen Dingen zu Willen sein sollte. Heinrich ließ es sich von dem lomischen Kruz gefallen, daß er die Abtretung einiger Teile des Eichstätt'er Gebietes, über die der König verfügen wollte, hartnäckig verweigerte. Als Megingaud starb, ernannte Heinrich gegen seine Gewohnheit einen Geistlichen niederer Herkunft Namens Gunzo zum Bischof von Eichstätt. Warum der schlägliche Mann aus dem Volke so hoch erhoben ward, zeigte sich, als der König an den neuen Prälaten, das alte Ansinnen richtete, jene Striche herauszugeben, und Gunzo, von seinen Geistlichen und Dienstmännern bearbeitet, auf diesen Schwächungsversuch nicht recht anbeihen wollte. Da rief der zukünftige Heilige in heftigstem Zorn: „Was höre ich von dir? Weist du nicht, daß ich dich bloß deshalb zum Bischof gemacht habe, damit ich bei dir, einem Manne niederer Abkunft, meinen Willen durchsetzen könnte, denn dich dein Vorgänger, mein Stammesvetter, nicht süßen wollte? Laß mich nicht noch einmal etwas der Art von dir hören, wenn du dir das Bistum und meine Gunst erhalten willst!“ Die Drohung schrieb Gunzo sich hinter die Ohren und rückte mit dem Beforderten heraus.

Es sollte zur Vergrößerung des Bistums Bamberg dienen, das der König 1007 begründet hatte, um seine Machtstellung am Main zu kräftigen und ein Land, dessen ungerodete Wälder bis dahin hauptsächlich von spärlichen Slaven bevölkert waren, durch die aderbaufördernde Thätigkeit des Klerus in eine ergiebige Einnahmequelle verwandeln zu lassen. Bei der Ausführung seines Lieblingsplanes war Heinrich von vorne herein auf erbitterten Widerstand gestoßen, den benachbarte Prälaten unterhielten, weil sie von dem neuen Bistum Schwächung ihres eignen Einflusses befürchteten. Besonders widerhaarig war der Bischof Heinrich von Würzburg, der an die Bamberger Diözese erhebliche Teile seines Sprengels abgeben und dafür anderweitig entschädigt werden sollte. Wir haben noch ein Schreiben des Bischofs Arnulf von Halberstadt, das den hartnäckigen Amtsbruder zur Nachgiebigkeit stimmen sollte. Dies Dokument eröffnet einen höchst merkwürdigen Einblick darin, wie ein zeitgenössischer Prälat seine eignen Kollegen beurteilte. Da wird u. a. der uneigennütige, geistliche Eifer der heiligen Väter in früheren Zeiten gepriesen und weiter gesagt: „Jetzt ist freilich das alles anders und alles voll Irrtum. Sie verwandten ihren ganzen Fleiß darauf, die Seelen zu retten; wir denken nur daran, wie wir die Leiber pflegen. Sie stritten um den Himmel, wir streiten um Erdengut. Und doch wäre solches nicht vornöten, denn an irdischem Gut würde es uns nicht mangeln, wollten wir das Auge nur auf den Himmel richten. Aber es soll ja auch der zeitliche Gewinn, dem die Menschen jetzt vor allem nachjagen und in dem sie verlürt zu werden fürchten, dir nicht vermindert werden. Mehr und Erträglicheres, als du verloren hast, hat dir der König, wie ich höre, bereits gegeben und wollte dir mehr noch geben, ja, wird es vielleicht noch jetzt thun, wenn du an seinem Hof erscheine und dich dem süßen willst, was dir die Freunde raten. Mit deinem Verlaub wage ich, dir ins Gedächtnis zu rufen, was du mir einst selbst über diese Sache vertrautest. Erinnerungst du dich nicht, wie wir im vorigen Jahre auf Bamberg zuritten, wie du mich da heranriefst und mir sagtest, gleichsam als hättest du eine Vorahnung dieser Dinge gehabt, wenn der König hier ein Bistum gründen wollte, würde es ihm leicht fallen, deine Kirche durch einträglichere Güter zu entschädigen, denn du hättest nur

geringe Einkünfte aus diesen Gegenden, fast das ganze Land sei Wald und von Clabewohnen, niemals oder selten seiest du in diese entfernten Striche deines Sprengels gekommen? Weshalb scheint dir nun schwer, was du damals für so leicht hieltest?" . . . Das sind gewiß recht sonderbare Erwägungen für Geistliche einer Zeit, die zum weltlichen Oberhaupt einen Heiligen hatte. Noch sonderbarer ist, daß der nämliche Briefschreiber eben diesem Heiligen zutraut, er werde den Würzburger Sprengel bei längerer Widerspenstigkeit seines Bischofs verheeren und plündern.

Das Muster eines Interessenspolitikers im geistlichen Habitus war Heinrich des Heiligen bester Freund, sein Schullamerad und seine rechte Hand, der ihm an Frömmigkeit gewachsene Bischof Meinwerk von Paderborn. Dieser gute Mann war unermüdet und unerschöpflich in verschmitzten Anschlägen, um aus dem König Schenkungen für seinen Sprengel herauszuschlagen. Mit dem naivsten Wohlbehagen erzählt Meinwerks geistlicher Biograph von seinem Heiden zahlreiche Stücken, die sich nicht anders als Spitzbübereien benamen lassen. Zuweilen ward sogar dem nachsichtigen, königlichen Freund und Gönner Meinwerks dessen Habgier gar zu arg. Bei einem Weihnachtsgottesdienst in Paderborn ließ der Bischof dem König nicht eher Ruhe, bis er ihm als Festesopfer ein großes weltliches Königsgut schenkte. „Gott und alle Heiligen!“ jubelte Meinwerk, „mögen dir lohnen!“ Heinrich erwiderte ärgerlich: „Und Gott und alle Heiligen mögen dich strafen, daß du zum Schaden des Reiches mir das Gut desselben zu entwenden nicht ruhest.“ Das störte Meinwerks Freude nicht; er weisagte: „Heil dir, Heinrich, für diese That wird dir der Himmel offen stehen! Seht, ihr Gläubigen, solche Opfer sind dem Herrn angenehm!“ Was Meinwerk nicht geschenkt ward, das nahm er sich, wenn die Gelegenheit günstig war. So nahm er dem König eines Tages einen kostbaren Mantel. Wiederzutragen war von Meinwerk nichts. Der König rächte sich also durch einen Schabernack, der für einen Heiligen ziemlich originell ist. Er wußte, daß Meinwerks lateinische Kenntnisse äußerlich mächtig waren, und ließ, darauf bauend, durch seinen Kaffellan im Mesbuch des Bischofs bei den Worten pro famulis et famulabus (für die Diener und Dienerrinnen) die Buchstaben f und a ausstragen. Als nun folgenden Tags Meinwerk für die verstorbenen Eltern des Königs eine Seelenmesse las, betete er thätfächlich gedankenlos pro mulis et mulabus (für die Kauler und Kaulerinnen). Mit diesem Hereinfall ward er dann von Heinrich und seinem Hof weidlich ausgezogen: „Für meinen Vater und meine Mutter solltest du beten“, sagte der König, „und nicht für die Mäuler.“ Meinwerk verstand übrigens keinen Spaß, sondern ließ den königlichen Kaffellan als Sündenbock erbärmlich geißeln.

Der heilige Heinrich hielt es also nicht für ein Vergeßen, mit den heiligsten Handlungen der Kirche einen Akt zu treiben, der bei Leuten von weniger ungewisshafter Frömmigkeit gottilos zu nennen wäre. Er schrieb sich aber auch das Recht zu, mit dem weltlichen Besitz der Kirche in einer Weise zu verfahren, die gewöhnlich als Raub am Kirchengut bezeichnet wird. In riesigen Mengen entzog er deutschen Klöstern unter dem Vorwand, sie wegen allzu lustigen Lebens ihrer Insassen zu reformieren, das ihnen zugehörnde Land und vergab es anderweitig. Ein Teil davon ging wohl in den Besitz anderer Kirchen- diener über, aber nur, weil sie den politischen Zwecken Heinrichs dienten, der in den Bischöfen seine Hauptstütze gegen die unbotmäßige weltliche Aristokratie erblickte. Zu diesem Zweck hielt er sie aber in völliger Abhängigkeit von seiner Person, belastete sie mit schweren Aufgaben und unaufhörlichen Kriegsdiensten, ernannte sie nach seinem Gutdünken, und, was nach katholischen Begriffen eine der schlimmsten Sünden ist, er trieb im größten Maße Simonie, d. h. verkaufte kirchliche Ämter für Geld und Gut. Von dem konfiszierten Kirchengut ging ein sehr großer Teil direkt in weltliche Hände über. Noch gegen sein Lebensende entzog Heinrich der Abtei St. Maximin in Trier auf einen Schlag 6656 Hufen, ungefähr 200 000 Morgen, und verließ sie an den Pfalzgrafen Ehrenfried und dessen Stammesvettern Heinrich und Otto.

Wie viel böses Blut derartige Expropriationen größten Stils unter den kirchlichen Zeitgenossen machten, läßt sich leicht denken. Ebenso wenig erbaut waren sie von einem realpolitischen Streich des Königs, der in das Jahr 1004 fällt. Da lag sich Heinrich mit dem Polenkönig Boleslav Chrobry in den Haaren, einem eifrigen Christen, der jenseits der Elbe unter dem Vorwand der Heidenmission eine erfolgreiche Eroberungspolitik betrieb. Gegen diesen unlauteeren Wettbewerb setzte sich der deutsche Heilige mit allen Mitteln zur Wehr. Das schönste darunter war ein Bündnis mit dem heidnischen Wendenstamm der Lütizen, den Boleslav „bekehren“ wollte. Da versprach ihnen der fromme Heinrich freie Ausübung ihres Götzendienstes und ihrer blutigen Opfer und zog mit ihnen gemeinsam gegen den polnischen Bruder in Christo zu Felde; den Lütizen wurden dabei ihre Götzbilder vorausgetragen.

Schon die Zeitgenossen sahen in diesem Schritt des Königs einen Ausfluß skrupelloser Ländergier, die wenigstens keinem andern zufallen lassen wollte, was vorläufig noch nicht für das eigne Reich zu gewinnen war. Angesichts des Lütizenbündnisses und der Klosterberaubung kam man sich nicht wundern, wenn sogar dem Bischof Thietmar von Merseburg, sonst einem warmen Verehrer und guten Freunde des Königs, um Heinrichs Gottähnlichkeit bange wurde. In seiner „Chronik“ urteilt Thietmar im Hinblick auf diese schönen Sachen: „Es ist leider eine Wahrheit, daß diejenigen, welche in ihrer äußeren Haltung und Lebensweise, in der

neuen blendenden Art ihres Auftretens gepriesen werden, in Wirklichkeit oft nicht das sind, was sie zu sein vorgeben. Und die hl. Schrift lehrt: Erheuchelte Gerechtigkeit ist nicht Gerechtigkeit, sondern doppelte Ungerechtigkeit.“ Der Vorwurf der Heuchelei liegt freilich sehr nahe, wo der Widerspruch zwischen Lippenbekenntnis und Thaten so offensichtlich ist. Eines spricht zu Heinrichs Gunsten, nämlich daß er aus seinem Herzen gar keine Mörderhöhle macht. Voll Ironie läßt er sich in einer Urkunde vernehmen: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen; denn wem viel gegeben ist, von dem kann viel genommen werden.“ Ein andermal meint er: „Es wird schnell die Zeit eintreten, wo die Welt zurücknehmen wird, was sie Gott gewidmet hat, und zwar wird die Klöster, deren es jetzt im Ueberfluß giebt, zuerst die Veranung treffen.“ Was er hier für die Zukunft prophezeit, das that er nach Kräften selber, wo es ihm gut schien.

Wie man aber auch über Heinrich denken mag, jedenfalls ist es merkwürdig, unter den Heiligen der katholischen Kirche einen Potentaten anzutreffen, der ein Virtuose im Veraben von Klöstern war und durch seine ganze Thätigkeit den Beweis erbringt, daß auch in den frömmsten Zeiten des Mittelalters die materiellen Interessen im politischen Leben den Ausschlag gaben. —

Konrad Köster.

Kleines feuilleton.

k. „Biograph“-Scherze. Aus London wird berichtet: Auch der beliebte „Biograph“, der doch zur Schilderung des Thatgeschehens wie kein anderer Apparat berufen zu sein scheint, fängt an zu „lügen“ und läßt sich zu allerhand Scherzen gebrauchen. Er wird eine Art Zauberlinsener. Er beginnt z. B. seine Vorstellung damit, daß er auf dem weißen Schirm zwei an einem Tischchen sitzende Leute zeigt. Sie scheinen eine erregte Unterhaltung zu haben, kommen aber schließlich überein, über den Gegenstand ihres Streites eine Bette einzugehen. Dann nimmt jeder aus der Westentasche eine kleine wie ein Boxer gelleidete Puppe. Beide Puppen werden auf den Tisch gestellt, und nun werden sie sofort lebendig und fangen an, nach allen Regeln der Kunst zu boxen. Die beiden Gullivers lästigen lebhaft Beifall, während die Kämpfer auf einem Raum, so groß wie ein Teller, sehten; schließlich wird der entscheidende Schlag geführt und Sieger wie Besiegte werden schimpflich wieder in die Tasche ihrer Eigentümer gesteckt. Diese verblüffende Vorstellung wird, wie der Direktor der Biograph-Gesellschaft erklärte, dadurch erhalten, daß zwei getrennt exponierte Films übereinander gelegt werden. Zuerst spielen die beiden am Tisch sitzenden Männer ihren Teil der Vorstellung vor der Camera, dann wird eine andre Biograph-Photographie von einem Boxerlampen aufgenommen und schließlich beide Films sorgfältig zusammengefügt. Der Größenunterschied zwischen Zuschauern und Boxern wurde dadurch erzielt, daß erstere der Camera näher saßen als letztere.

Aber man kann noch überraschendere Täuschungen erzielen. Der Biograph zeigt z. B. auf dem Schirm das Bild eines kopflosen Menschen, der neben einem Riesenei steht. Der Enthauptete zerschlägt das Ei mit einem Hammer und entdeckt seinen vermißten Kopf darin. Das Gesicht lädelt ihm zu und erlaubt, daß die Hände einige Hundert Eier in gewöhnlicher Größe aus dem Munde nehmen. Dann steht es verlangend nach Hals und Schultern, und schließlich wird der Kopf wieder auf seinen Platz gesetzt. Der vollständige Mann verbeugt sich dann vor dem Publikum und verschwindet. Diese Wirkung wird durch den wohl überlegten Gebrauch von schwarzen Sammetvorhängen erzielt. Schwarzer Sammet ist überhaupt der Stoff, aus dem der moderne Biographenzauberer seinen unsichtbaren Mantel formt.

Ein andres Stück der Biograph-Täuschung ist der „Traum des Gefangenen“, betitelt. Der Gefangene wird in seiner Zelle schlafend gezeigt. Auf der Steinwand erscheinen nebelhaft umrissene Figuren. Allmählich werden sie immer schärfer, obgleich man die Wand noch durch die wesenlosen Formen sehen kann. Eine der Figuren erkennt man als den schlafenden Gefangenen, die andre als ein Mädchen. Es giebt einen Panz, das Blitzen einer Waffe, und das Mädchen fällt schlaf auf den Boden, als plötzlich der „wirkliche“ Gefangene aus dem Schlaf aufgeschreckt und wild auf das Traumbild starrt. Die Vision verschwindet, und an ihrer Stelle schwebt das geisterhafte Gesicht des Mädchens über die Wand. Auch hierbei wird wie bei den Boxern die Wirkung durch Kombination zweier Films erhalten. Alle Szenen wurden in einem Atelier gespielt, das durch einen in seiner Art einzigen elektrischen Lichtapparat erleuchtet wird; wie wirkungsvoll dieses Licht ist, erhellt aus der Thatfache, daß jede der tausend kleinen Photographien, aus denen ein lebendes Biograph-Bild besteht, nur $\frac{1}{1000}$ Sekunde exponiert ist. Dazu gebraucht man tüchtige Schauspieler, denn es ist durchaus nicht leicht, eine Geschichte nur pantomimisch so zu erzählen, daß jeder die Bedeutung erfährt, und vor dem Photographieren sind sorgfältige Proben nötig. Ein wirklich erfolgreiches Biograph-Negativ kann zu einer kleinen Goldgrube werden, da Hunderte von Filmen davon abgezogen, überall hingefandt und in wenigen Monaten von Millionen Leuten ausgestellt werden können. Die „Triphotographien“ werden sicherlich sehr beliebt werden, da unendliche Verschiedenheiten erschaffen und die wildesten Träume des phantasiereichsten Zauberers verwirklicht werden können. —

Musik.

Die Programm-Musik, d. h. kurz die musikalische Schilderung von Vorgängen oder Zuständen, dargestellt in einem Worttexte (eben dem „Programm“), ist heute eine Erscheinung, mit welcher auch der rechnen muß, der sie für einen Mißbrauch der Musik hält. Gerade sie verlangt eine besonders unkritische Hingebung. Wenn einmal der Druckfehlerteufel in der Herstellung des Konzertzettels die Programme unter einander mischte, so daß dem Publikum etwa ein Meeressturm als ein Stück Niesche und eine maurische Schlacht als der Abschied von Liebenden vorgeführt würde: wer könnte wohl die Verwechslungen merken? Aber damit würden schon die Voraussetzungen des Komponisten gestört sein. Er verlangt eben eine Einschränkung der allbekanntesten Mehrdeutigkeit der Musik auf die und die bestimmte Deutung. Dazu kommt noch, daß die Programm-Musik seit jeher — und sie waren schon im 18. Jahrhundert beliebt, im 16. bereits vorhanden — etwas einformig in der Auswahl ihrer Inhalte sind. Schlacht und Jagd, dann das typische Um und Auf des Pathos der Liebe, Waldphantasien u. dergl., neuerdings klassische oder auch moderne Dichtungen mit einem Bevorzugten des Heroischen: das lehrt in der Hauptsache immer wieder. Durchschnittlich wird etwas über unsere Interessen von heute Hinausliegendes gesucht, so etwa, wie es lange Zeit im Drama und auch in der Malerei der Fall war. In die Mitte der Not der Gegenwart hineinzugreifen, hatte unsres Erinnerns noch kein Programm-Musiker versucht. Nun ist auch ein solcher Versuch vor uns hingetreten, geradezu eine musikalische Phantasia über die sogenannte sociale Frage. Im vierten der „Modernen Konzerte des Berliner Tonkünstler-Orchesters“, der „Strauß-Konzerte“, kam ein Werk des 1870 in Böhmen geborenen, anscheinend in Leipzig und dann in Olmütz wirkenden Komponisten Gustav Brecher: „Aus unserer Zeit“, Sinfonische Phantasia für großes Orchester nach Versen von John Henry Macay. Es handelt sich um das Gedicht, das nach dem Einleitungsvers: „Diese Zeiten sind gewaltig, bringen Herz und Hirn in Rot“, mit den Worten beginnt: „Wo hin ich auch sehe, nur trostloses Elend“, und das schließt mit: „Eile, eile neues Jahrhundert! — eine Menschheit jauchzet dir zu!“

Man kann es keinem Zuhörer verdenken, wenn er einer solchen Programm-Musik mit Vorurteil entgegengeht, wenn er ferner durch vorher gespielte Werke wie den „Hamlet“ von Liszt ermüdet und überhaupt durch das Konzerthören in eine zurückhaltende oder selbst mißmutige Verfassung gebracht ist. Allein gerade solche Umstände sind ein guter Prüffstein, wenn nun auf einmal ein Werk, dem keinerlei Günst vorausgegangen war, überraschend und gleichsam aufrüttelnd wirkt. Kurz: Gustav Brecher hat weitaus das Bedeutendste geleistet, das wir an selbständigen musikalischen Produktionen seit langem gehört haben. Allerdings spürt man in seiner Leistung noch stark die Spuren von Liszt und von Strauß; allerdings machen seine Themen noch zum Teil mehr den Eindruck des Suchens als der überzeugend plastischen Vollendung. Allein vor allem hören wir einen Komponisten, der nicht nur über die gegenwärtigen Mittel seiner Kunst verfügt, sondern uns auch etwas Bedeutendes zu sagen hat. Würde jener Hörschwille III in Scene gesetzt und Brechers Programm mit einem andern vertauscht werden — wir können's zwar nicht versichern, vermuten aber doch, daß der Widerspruch ein wenig zu merken sein würde. Das Abwärtssteigen in der Tonreihe, das seinen meisten Themen eigen ist, verbunden mit dem Schmerzhaften der bald ganz engen (vorwiegend chromatischen), bald weit springenden Intervalle, giebt dieser Komposition ihren düsternen und ergreifenden Charakter. Zu einem Erläuterungsheft von V. Sternberg wird das zweite Hauptthema bezogen auf die Verse: „Wenige nur fühlen den Schmerz um die Menschheit“ usw. Ob dieses, mehr eine milde als eine tief schmerzliche Stimmung darbietende Thema hier gerade in diesem Sinne paßt, ja ob es nicht geradezu die Fruchtlosigkeit solcher Beziehungen einsehen läßt, bleibe dahingestellt. Interessant ist aber jedenfalls, wie dieses Thema an dem hoffnungsfreudigen Abschluß in einer Umwidmung wiederkehrt, die sein Aufsteigen kräftiger, deutlicher, überzeugender macht.

Aus den uns gegebenen Andeutungen glauben wir schließen zu können, daß dieses vor etwa sechs Jahren geschriebene Werk schon nicht mehr als Maß für die Höhe des Könnens seines Schöpfers angesehen sein will und daß er gerade über den „chromatischen“ Charakter jenes Werkes hinausstrebt. Von vier Opuszahlen des Komponisten ist op. 4 als in „Vorbereitung“ bezeichnet: zwei Tonstücke für eine Singstimme und großes Orchester („Herbst“ von Lenau und „Der Kranke“ von Otto Ludwig). Jedenfalls sehen wir weiteren Aufführungen von Brechers Werken mit mehr Interesse entgegen, als sich in dem ganz stereotypen Weisfall kundgab, den jene Konzertenummer so fand, wie es eben üblich ist.

Gegenüber diesem Erlebnis bleibt alles andre, was uns in dieser Konzertswoche begegnete, nur ein Alltag, der auch mit alltäglicher Chronistik zufrieden sein muß. Daß in jenem Strauß-Konzert der Kenorbaryton Hans Schütz aus Leipzig einige moderne Lieder gut gesungen hat; daß darunter ein hübsches von dem jungen Komponisten Klaus Fringsheim und ein geschickt gemachtes von Hans Hermann war; und daß von einem älteren Komponisten, dem in England sehr angesehenen C. Villiers Stanford, eine neue „Frische Kapodie“ gespielt wurde: dies dürfte genug der auswählenden Berichterstattung sein. Daneben

verdient ein auffallend stark besuchter Abend des Berliner Tonkünstlervereins Erwähnung und zum um einer Violinsonate E-moll willen, komponiert von Karl Kaempff, einem wohl ebenfalls noch jüngeren, allmählich hier beliebt werdenden Komponisten. So viel wir hörten, handelt es sich um keine neuen Formen, aber um eine gute, anregende Sache. Lieder von Heinrich van Eyden, in demselben Konzert vorgetragen, trieben uns bald weg; sie sind auf musikalischem Gebiete das, was auf poetischem die Raumbachaden u. dgl. sind oder waren.

Etwas mehr als Alltagschronik, wenn auch nur eine Wiederholung von früher Gesagtem, ist eine Schlußbemerkung, die sich uns anlässlich eines abermaligen, kurzen Besuches in einem Godowsky-Konzert aufdrängt. War uns dieser Klavier-Gezerrich in einem neulichen Bericht als ein feineres Exemplar aus seiner Klasse erschienen, so haben wir jetzt davon zwar nichts zurückzunehmen. Allein auf die Dauer tritt das — sagen wir mal — Ueberflüssige solcher Kunstfertigkeiten gar zu sehr hervor. Ist denn an derlei ein Mangel? Ist es nicht ein Unrecht, sich und uns mit Darbietungen zu beschäftigen, deren Kraftaufwand auf andre, noch nicht überlaufenen Gebieten unvergleichlich gerechter wäre? Das drolligste sind dann solche Spielstücke, die eigens um des Spielens in Konzerten willen gemacht scheinen. Und Konzerte sind bei einem solchen Gebrauche nichts als Veranstaltungen, die eigens dazu stattfinden, damit derartige Stücke gespielt werden. Dafür paßt nun einmal der Ausdruck „Luzus“ so gut wie nicht bald für etwas andres. —

87.

Kulturgeschichtliches.

— Mittel gegen Feuersgefahr. In einem älteren Geschichtswerke findet sich folgende, von der „Rölnischen Zeitung“ wieder hervorgezogene, sachsen-weimariische Verordnung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts: „Von Goites Gnaden Wir Ernst August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg usw. Fügen hiermit allen unseren nachgesetzten Fürstlichen Beamten, Adelichen, Gerichtshaltern und Räten in Städten zu wissen und ist ihnen vorhin schon bekannt, was maachen wir aus tragender Landesväterlicher Vorsohrge alles, was zur Conserbation unserer Lande und getreuen Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorgekehrt und verordnet. Weil nun durch Brandschaden viele in große Armut geraten können, daher dergleichen Unglück zeitig zu steuern, wir in Gnaden befehlen, daß in einer jeden Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen, nur mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriß besaget, des Freitags bei abnehmenden Monde mittags zwischen 11 und 12 Uhr, mit frischer Dinte und neuen Federn beschreiben, vorrätig sein, sodann aber, wenn eine Feuersbrunst, wovor doch der große Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, ein solcher und gemeldeter Maachen beschriebener Teller mit den Worten „im Namen Gottes“ ins Feuer geworfen, und woferne das Feuer dennoch weiter um sich greifen wollte, dreimal wiederholt werden sollte. Dadurch dem die Gluth unschmelzbar gedämpfet wird. Dergleichen Teller nun haben die regierenden Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Schuttheißen und Gerichtschöffen in Verwahrung aufzubehalten und bei entstehender Noth, da Gott für sei, beschriebener Maachen zu gebrauchen. Hiernächst aber, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bei sich zu behalten, hierinnen vollbringen dieselben unsern gnädigen Willen. Gegeben in unserer Residenzstadt Weimar den 24. December 1742. Ernst August, Herzog.“

Notizen.

— „Vabel und Bibel“, der zweite Vortrag, den Professor Friedrich Delitsch unlängst in der Singakademie hielt, wird demnächst mit dem zugehörigen Material an Abbildungen bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen. —

— Gustav Adelt vom Schiller-Theater ist von 1904 ab als Darsteller und Regisseur für das Lessing-Theater engagiert worden. —

— Ludwig Thomas Komödie „Die Lokalbahn“ ist die nächste Novität des Kleinen Theaters. —

— Marianne Wulf scheidet mit dem Schluß dieser Saison aus dem Verbands des Schiller-Theaters. —

— In Charpentiers Oper „Louise“, die im Februar erstmalig im Opernhause aufgeführt wird, spielen die Hauptrollen die Damen Destinn und Goetze sowie die Herren Philipp, Hoffmann und Sommer. —

— Die diesjährige Große Kunstausstellung soll eine historische Ausstellung der Landschaftsmalerei bringen. —

— Erneutes Preisauschreiben. Der Rat zu Dresden fordert, da das erste Ausschreiben an die deutschen Baukünstler erfolglos war, neuerdings in einem Schreiben diese auf, sich um die für die Entwürfe zum Bau eines Rathauses in Dresden ausgegebenen Preise zu bewerben. Der erste Preis beträgt 9000, der zweite 5000 und der dritte 3000 M. —

— Druckfehler. In der Besprechung des „Nachtajal“ (Unterhaltungsbblatt Nr. 17) muß es in der vierten Zeile anstatt Stil Nil heißen. —